

13. Verstehende Zugänge zur Landschaftsarchäologie

Es soll hier jedoch nicht der Eindruck erweckt werden, kulturhistorische Archäologie oder Prozessualismus wären mit Ökodeterminismus gleichzusetzen. Es sind lediglich zahlreiche, von diesen Paradigmen geleitete Anwendungen, welche den Ökodeterminismus als Erklärungsmodell heranziehen. Es gibt auch Prognosekarten, welche zumindest teilweise auf sozialen Variablen beruhen (z. B. STANČIČ, KVAMME 1999, 234). Einige der oben betrachteten Modelle sind zwar nicht mehr ökodeterministisch motiviert, weisen jedoch ein anderes Problem auf: Der Mensch tritt zu stark in den Hintergrund, er wird zum gleichgeschalteten Homo oeconomicus. Sein Verhalten ist demnach geregelt, vorhersagbar und wird letztendlich ausgeblendet. Besonders problematisch erscheint dabei das Abändern der Realität in Form von physikalischen Analogien und mathematischen Formeln. Indem er auf W.W. Killisch verweist, schreibt Eugen Wirth:

„Die „bremsende“ Wirkung des Parameters „Entfernung“ auf das Verhalten und die Handlungen von Menschen ist eben etwas grundsätzlich anderes als physikalische Reibung, und die Anziehungskraft eines Standortes ist etwas grundsätzlich anderes als Anziehung durch physikalische „Gravitation“. Selbst wenn physikalische Analogmodelle recht brauchbare Prognosen geben, tragen sie wenig zur Erklärung bei“ (WIRTH 1979, 139).

Unter dem Einfluss der Postmoderne begannen immer mehr Archäologen seit dem Ende der 1970er Jahre, ihre Unzufriedenheit mit den Ergebnissen prozessualer Forschungen kundzutun und deren theoretischen Hintergrund und Methodik in Zweifel zu ziehen. Man begann sich verstärkt mit den immateriellen Seiten von Kultur (Aspekte von Macht, Sozialsystem, Glaubensvorstellungen etc.) zu beschäftigen (SEIBERT 2006, XV), was sich natürlich auch auf die räumlichen Analyseverfahren auswirken musste. So entwickelte sich in den späten 1980er Jahren eine postprozessuale Version der Landschaftsarchäologie (vgl. Kapitel 4.4), deren Extrempositionen etwas weiter unten diskutiert werden.

Eine frühe und häufig zitierte Arbeit ist das Sammelwerk Barbara Benders (BENDER 1993b), dessen Artikel die

bis dahin vorherrschende Sichtweise der „westlichen Welt“ bewusst hintanstellen und versuchen, die Landschaft in ihrem historisch-gesellschaftlichen Kontext zu verstehen (BENDER 1993a, 2). Howard Morphy bringt dies besonders deutlich zur Sprache, wenn er dieselbe Landschaft Australiens aus kolonialistischer und eingeborener Sichtweise beschreibt (MORPHY 1993).

An der Vergangenheit interessieren vor allem die Menschen, an vergangenen Landschaften vor allem deren Bewohner, welche als Akteure mit ihren Vorstellungen und Interpretationen dem Raum Bedeutung gaben, und damit ihre Landschaft erzeugten, welche wiederum ihre alltäglichen Handlungen beeinflusste. Die Landschaft sollte folgerichtig aus der Perspektive des Individuums gesehen werden: Verbreitungskarte, Luftbild, Satellitenbilder und GIS seien dazu ungeeignet (THOMAS 1993, 25; TILLEY 1994, 21) und werden bisweilen abgelehnt: Zusammenhänge, persönliche Wahrnehmung und Gefühle, Erinnerung, Bedeutung, persönliche Erfahrung und Identität gingen durch Nutzung dieser Medien verloren, da sie nicht kartiert werden könnten:

„We cannot simply draw out a mapping of structures and boundaries and hope that their simultaneous spatial relations will inform us about past people“ (THOMAS 1993, 28).

Thomas erkennt zwar prinzipiell die Bedeutung der kritisierten traditionellen Mittel an, betont aber zugleich, dass dies „... only one among many ways...“ sei, vergangene Landschaften zu betrachten (THOMAS 1993, 27). Vorhandene Räume und Landschaften werden und wurden von individuellen Menschen auf unterschiedlichste Weise interpretiert und genutzt. Deshalb muss es ungemein schwerer fallen, vergangene Landschaften nur aufgrund neutraler, zweidimensionaler Abbildungen zu verstehen (THOMAS 1993, 29).

Durch die Betonung des subjektiv denkenden und gesellschaftlich beeinflussten Forschers geht man von der Objektivität als Grundprämisse wissenschaftlichen Forschens ab. Wissenschaftler seien durch Erziehung, Weltanschau-

ung, bisherige Erfahrungen, Ideologien, gesellschaftliche Normen oder Lebensumstände geprägt, was ihre wissenschaftliche Arbeitsweise beeinflusst. „Fakten“ können daher nicht objektiv sein, sondern sind nach dem jeweiligen theoretischen Hintergrund gefärbt (JOHNSON 1999, 102). Daher kann (Ur-) Geschichte nur aus der Gegenwart heraus verstanden werden. Folgerichtig ist die Vergangenheit ein Produkt unserer persönlichen Einstellungen.

Diese Ansicht, der man im Prinzip nicht widersprechen kann, führte jedoch zu Extrempositionen, wie der Negierung traditioneller wissenschaftlicher Konzepte, etwa der Falsifikation oder jeglicher Form der Objektivität (FLEMING 2006, 268). Diese „Alles-ist-möglich“-Einstellung war mitunter ein wichtiges Argument für die bisweilen heftige Kritik und leidenschaftliche Abneigung mancher Archäologen gegen den Postprozessualismus, zumal gemäß dieser Maxime auch Arbeiten publiziert werden, welche die Grenzen der Wissenschaftlichkeit scheinbar bewusst überschreiten (z. B. GILES 2004). Für den unbedarften Leser solcher Arbeiten zur Landschaftsarchäologie gibt Andrew Fleming eine „Gesundheitswarnung“ heraus:

„These texts variously include poetry, extended literary evocations of the remote past, uncaptioned photographs and drawings, photo-collages, unsourced vox pops and personal musings, and a good deal of rhetoric; they may contain traces of Welsh” (FLEMING 2006, 267 f.).

Das H-O-Erklärungsmodell der prozessualen Ansätze wird außer Kraft gesetzt. Stattdessen treten bewusst subjektive Aussagen, welche in Form von Erzählungen aneinandergereiht und bisweilen auch willkürlich angeordnet werden. Der Archäologe wird zum Poeten (HODDER 1990, 279). Fiktionale Kurzgeschichten werden in den „wissenschaftlichen“ Text integriert. Dadurch würde eine Brücke zwischen den überlieferten Objekten und Strukturen vergangener Landschaften und den handelnden Menschen hergestellt; die „menschenleeren Landschaften“ würden durch die fiktionalen Erzählungen bevölkert. Typisch für diesen Stil ist etwa Mark Edmonds „Ancestral Geographies of the Neolithic“:

„I think that experimenting with different forms of writing is essential if we want to capture the mess, complexity and intimacy of the process and the people that we're interested in. ... The stories are an attempt to enrich that language, by recreating a sense of intimate moments, even gestures, that are, nonetheless, caught up in the broader flow of things” (EDMONDS 1999, 160 f.).

Anstelle einer theoretischen Diskussion werden die Ideen, welche hinter diesem Buch standen, in einem von Barbara Bender geführten Interview erläutert (EDMONDS 1999, 155 ff.). Um den „Lesefluss“ nicht zu stören (EDMONDS

1999, 157) und den Text nicht „zu exklusiv“ zu gestalten (EDMONDS 1999), gibt es keine Fußnoten und kein Zitat. Auch Adrian M. Chadwick entwickelt einen Schreibstil, den er „highly interpretative“ nennt (CHADWICK 2004a). Immerhin verwendet er Zitate und betont, dass seine Narration auf empirischen Daten beruhe (CHADWICK 2004c, 2).

Andrew Fleming kritisiert diese bewusst fantastischen Erzählungen, welche eine kritische wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Text nicht zulassen (FLEMING 2006, 275). Gegen das Bevölkern von Landschaften mit Menschen sei nichts einzuwenden. Problematisch scheint jedoch die politisch korrekte Darstellung dieser Menschen:

„It is always hard to keep Everyman within bounds, to avoid depicting the sort of all-purpose humans from the past, politically correct but culturally neutered, who would pass muster with UNESCO. People of the past have to behave themselves!” (FLEMING 2006, 276).

Damit werde eine Landschaft nicht mit Individuen, sondern mit den von den Postprozessualisten kritisierten „Chiffren“ bevölkert (FLEMING 2006, 276). Fleming stellt sich deshalb die Frage, ob es nicht besser sei, diese menschlichen Darstellungen der Vorstellungskraft des Lesers zu überlassen:

„... we may well find that we can develop a clearer feel for the Otherness of the past, horrors and all, in the freedom of our own imaginings” (FLEMING 2006, 276).

Die postprozessuale Landschaftsarchäologie hat viele Facetten, von denen zahlreiche im „Handbook of Landscape Archaeology” (DAVID, THOMAS 2008a) vertreten sind (vor allem das Kapitel IV: „Living Landscapes: The body and the experience of Place”). Die wohl bedeutendste und kontroverseste Extremposition bezieht sich auf einen älteren, bereits von Edmund Husserl begründeten philosophischen Ansatz, der Phänomenologie.

13.1 Phänomenologie

Der wohl am heftigsten diskutierte Zugang des postprozessualen Ansatzes in der Landschaftsarchäologie ist die phänomenologische Interpretation. Joanna Brück sieht sie als hermeneutische Antwort auf das geometrische Raumkonzept und bezeichnet sie als „... one of the most provocative theoretical developments ...” (BRÜCK 2005, 45).

Bei der Phänomenologie handelt es sich um eine philosophische Strömung, bei der die alltägliche Erfahrung des Wissenschaftlers bewusst und subjektiv bei der Interpretation eingesetzt wird – subjektives Erfahren und Verstehen wird „Grundlage wissenschaftlicher Analyse“ (SEIFFERT 1996, 41 f.). Ausgangspunkt sind unsere räumlichen elementaren Erfahrungen, wie das räumliche Orientierungsvermögen oder die Territorialität. Diese sind angeboren:

Begriffe wie „hier“, „dort“, „oben“, „hinter“ sind uns allen eigen. Sie sind gegeben und können durch die empirischen Wissenschaften nicht abgedeckt werden, da sie „Grunderfahrungen“ eines jeden Menschen sind (WIRTH 1979, 285). Landschaft ist zugleich Realraum und Anschauungsraum, wobei unser Körper über seine ständige Bewegung und Wahrnehmungen als Vermittler zwischen materiellen Aspekten und Anschauungen fungiert.

Im Rahmen von traditionellen wissenschaftlichen Untersuchungen wird die Landschaft jedoch zum Objekt gemacht. Es werden ihre materiellen Aspekte der physischen und kulturellen Struktur beschrieben und dabei eine Distanz zwischen dem forschenden Subjekt und der Landschaft als Objekt erzeugt: Der Realraum wird vom Anschauungsraum klar abgegrenzt; beide existieren unabhängig voneinander und können somit im geometrischen Raum abgebildet werden. In diesen Ansätzen ist somit das Subjekt von der Welt getrennt, unser „Sein“ wäre damit eigentlich ein „Dasein“ (*being-in-the-world*) (TILLEY 1994, 12).

Dieser durch die Objektifizierung erzeugte Spalt zwischen dem „Ich“ und der „Welt“ ist Resultat der empirischen Wissenschaften; in der Phänomenologie kann diese Trennung zwischen Subjekt und Objekt durch die subjektive Wahrnehmung überwunden werden (TILLEY 1994, 12), indem der Wissenschaftler bewusst seine Alltagserfahrung mit in die wissenschaftliche Analyse mit einbringt (SEIFFERT 1996, 41). Ähnlich dem inhärenten Ansatz der Wahrnehmung von Landschaft (vgl. JOHNSTON 1998) gibt es also keine Trennung zwischen der Welt als Objekt und dem Ich als Subjekt.

Mittels seines Körpers orientiert sich der Mensch durch seine Sinne. Dadurch erfahren wir im Wachzustand die Welt in einer ununterbrochenen Abfolge von Sinneseindrücken. Durch das Sich-Fortbewegen sammeln wir räumliche Erfahrungen, die wir in kognitiven Karten abspeichern. Unsere Existenz und unsere Wahrnehmung sind also räumlich, ichbezogen und daher subjektiv (BRÜCK 2005, 47; TILLEY 1994, 13 f.).

Der Raum, mit dem wir uns in der Landschaftsarchäologie beschäftigen, ist nicht leer. Er definiert sich durch Orte. Diese sind natürliche (Berggipfel, Wasserfall, Flussschlinge ...) oder kulturelle (Siedlung, Bestattungsplatz, Wehranlagen, Fluren ...) „Schauplätze“, an die wir uns aus bestimmten Gründen erinnern (z. B., weil wir an diesen Stellen bestimmte Erlebnisse hatten, oder weil wir mit dem Aussehen eines Baumes oder einer Steininformation Assoziationen verbinden). Oft geben wir diesen Schauplätzen Namen. Die Namensgebung kann dabei eine persönlich gefärbte, individuelle sein, die nur im eigenen, persönlichen Leben und dem der engsten Freunde und Angehörigen „Sinn“ macht. In den meisten Fällen sind die Namen aber bereits vergeben und

werden von der Kultur und Gesellschaft überliefert – wir wachsen mit ihnen auf und übernehmen damit das von der Gesellschaft geprägte Konzept unserer Landschaft.

Dadurch hat unsere Landschaft eine kulturelle und individuelle Identität, sie ist mit Werten und Bedeutung belegt, welche im Laufe unseres Lebens noch persönliche Nuancen erhalten. Ein Blick auf eine moderne Karte offenbart uns dabei rasch, dass jeder Berg, jedes Gewässer, jeder Hügel, jede Flur, jede Straße, jede Ortschaft einen Namen besitzt. Bei der Benennung spielten Personen, Ereignisse, religiöse Vorstellungen, vorhandene Ressourcen oder Beschreibungen des Aussehens eine Rolle. Durch die auf solche Art benannten Schauplätze konserviert eine Landschaft ihre Geschichte, sie erhält Bedeutung und Sinn. Geschichte und Sinn sind dabei jedoch nur den Eingeweihten verständlich, welche am kulturellen und gesellschaftlichen System der Einwohner teilhaben (TILLEY 1994, 18).

C. Tilley argumentiert nun, dass wir, wenn wir uns durch die Landschaft fortbewegen, die mit Bedeutung versehenen Schauplätze erkennen (TILLEY 1994, 18). Entlang eines Weges können wir diese Bedeutungen zu einer „Geschichte“ verweben (TILLEY 1994, 32). Machtverhältnisse zeigen sich durch die kontrollierte Vorgabe von Bewegung und Wahrnehmung, indem man etwa Wege vorgibt und durch Aufschüttungen, Zäune oder Vegetation die Sichtmöglichkeiten aber auch eine Geräuschkulisse einschränkt oder schafft (TILLEY 1994, 204 f.). Dadurch sei es möglich, Landschaften zu inszenieren und deren Interpretation zu steuern (BRÜCK 2005, 47).

Mit diesem theoretischen Hintergrund versucht der phänomenologische Ansatz der Landschaftsarchäologie nicht irgendwelche Siedlungsmuster anhand von Standortfaktoren zu erklären, sondern zu verstehen, wie eine Person in der Vergangenheit eine Landschaft erlebt hat. Dabei bedient sich der Phänomenologe seines Körpers in der Gegenwart und versucht, indem er sich durch die heutige Landschaft bewegt, die vergangene Landschaft zu interpretieren. Dabei, so erklärt Julian Thomas, nutzt er sowohl seine Sinneseindrücke, die ihm sein Körper während seiner Fortbewegung vermittelt, als auch seine Erfahrung:

„Thus what is seen has to be understood in the context of movement from place to place, and that of non-visual experiences“ (THOMAS 1993, 30).

Um es zu verdeutlichen: Der Phänomenologe versucht, sich in einen Menschen einer beliebigen vergangenen Periode hineinzusetzen und ihm gleich dessen längst vergangene Landschaft zu verstehen. Er tut dies, indem er sich bewusst durch diese Landschaft und die darin noch erhaltenen Momente in ihrer heutigen Ausformung bewegt und sie sich mit Personen bevölkert vorstellt (THOMAS 1993, 30). Wie

man wohl unschwer erkennen wird, bedarf es hierbei eines im wahrsten Sinne des Wortes „fantasievollen“ (*imaginative*) Herangehens. Unsere heutige Wahrnehmung, gekoppelt mit einem guten Stück Fantasie und Vorstellungskraft stellt dabei die Verbindung zur Vergangenheit her und hilft, die uns heute bekannten Monumente jener Zeit in ihrem Kontext zu verstehen (TILLEY 1993, 49).

Dazu bedarf es nach Tilley zweier Prämissen. Zunächst einmal müssen wir, um den phänomenologischen Ansatz vertreten zu können, davon ausgehen, dass unsere persönliche Erfahrung von heute eine ähnliche ist, wie die persönliche Erfahrung eines beliebigen Individuums in der Vergangenheit. Als Antwort auf kritische Kommentare zu seinem Artikel betont Tilley, dass dies möglich und anzunehmen sei, weil zu jeder Zeit der Körper als Vermittler zwischen dem Ich und der Welt fungiere:

„Through walking and experiencing the landscape we do indeed move from being total outsiders to share at least something in common with prehistoric people, a common sensuous bodily reference point with relation to the landscape“ (TILLEY 2004a, 201 f.).

Die zweite Prämisse, welche Tilley als gegeben ansieht, betrifft die prinzipielle Vergleichbarkeit zwischen der heutigen und der vergangenen Landschaft. Die Landschaft habe sich zwar prinzipiell verändert, aber hauptsächlich fanden die Änderungen an der Oberfläche statt, die er analog zu der „Haut“ eines Körpers sieht. Das „Skelett“ dieses Körpers – im übertragenen Sinne also Topografie, Gewässernetz, geologische Struktur etc. sei im Grunde unverändert (TILLEY 1994, 73 f.). Gerade die verhältnismäßig stabile Topografie ist nach Tilley für die Sichtbarkeitsverhältnisse ein sehr wichtiger Faktor. Indem man sich durch eine Landschaft fortbewegt, kommt es zu ständigen Veränderungen in der Sichtbarkeit. In Verbindung mit den Konzepten des Real- und Anschauungsraumes lernt man den Ort einer Fundstelle im Kontext der Landschaft viel besser kennen, wenn man diese von mehreren Richtungen aus begeht. Dabei ist man immer selbst Zentrum der sich in der Bewegung verändernden räumlichen Verhältnisse. Die dabei zur Anwendung kommenden Beschreibungen räumlicher Zusammenhänge wie vorne, hinten, links, rechts, nah oder fern haben für alle Zeiten, in denen die Landschaft ein ähnliches Gepräge hatte, gleiche Gültigkeit (TILLEY 1994, 74). Andere Autoren haben auch versucht, die Überbetonung der visuellen Wahrnehmung durch Einbeziehung der anderen Sinne zu erweitern (BRÜCK 2005, 50 f.).

Anhand von Avebury versucht J. Thomas (THOMAS 1993) zu zeigen, dass das Entstehen dieses monumentalen Komplexes erst durch eine gezielte, systematische „Begehung“ des Monumentes in der heutigen Landschaft unter

Einbeziehung aller Sinne verstanden werden kann. Indem man sich aus verschiedenen Richtungen annähert und dabei seine Vorstellungskraft benutzt, wie damalige Menschen in einer ähnlichen Situation mit dem Monument interagiert haben, erhält man Einblicke, die zum Verstehen des Monuments führen. Welche Teile der Anlage von bestimmten Punkten aus sichtbar oder verborgen waren erscheint in diesem Zusammenhang besonders wichtig, da sie Rückschlüsse auf sozial geprägte Verhältnisse zulassen würden (THOMAS 1993, 30). Andere phänomenologische Arbeiten Großbritanniens sind bei I. Brück (BRÜCK 2005, 5 f.) erwähnt.

Der phänomenologische Ansatz beschreibt den Realraum aus dem subjektiv wahrgenommenen Anschauungsraum heraus. Dabei bleibt der kartesische geometrische Raum ungenutzt. Er dient lediglich zur skizzenhaften Abbildung von Fotos und Videos. Die Erzählung bzw. der Text sind die hauptsächlichen beschreibenden Mittel. Phänomenologie ist mit großem Zeitaufwand verbunden und erst mehrfache Besuche steigern die „Intensität der Erfahrung“. Bei jedem Besuch „entwirrt“ man sein Vorwissen und seine Voreingenommenheit (*intellectual baggage*) (TILLEY 2004b, 223). Als Grundlage dienen dabei die unterschiedlichsten Arten von Quellen: vom wissenschaftlichen Grabungsplan bis zum Touristenführer und der eigenen Wahrnehmung bzw. Erfahrung an der Fundstelle. Neben der Verwendung von Foto- und Videokameras sei das (Be-)Schreiben vor Ort besonders wichtig (TILLEY 2004b, 224). Dennoch gibt es kein einheitliches Regelwerk:

„This is a synthetic process bringing together what may seem at first totally unrelated elements. Such research is not reducible to a set of rule-book procedures which might guarantee ‘useful’ knowledge“ (TILLEY 2004b, 225).

Sue Hamilton und Ruth Whitehouse haben sich anhand ihrer Studien im Gebiet der Tavoliere gerade dieses Aspektes gewidmet (HAMILTON, WHITEHOUSE 2006). Ihr Ansatz ist in mehrfacher Hinsicht neu. Zum einen wird zum ersten Mal versucht, die im Rahmen einer phänomenologischen Untersuchung angewandten Methoden „explizit“ darzustellen (HAMILTON, WHITEHOUSE 2006, 65). Außerdem handelt es sich bei den im Rahmen ihrer Studie untersuchten vier Fundstellen um „normale“ Siedlungen, deren Strukturen eingeebnet sind, sich also im heutigen Relief nicht abzeichnen. Detaillierte Kenntnis der Strukturen hatte man aus Ausgrabungen und Luftbildern. Sie untersuchten drei methodologische Ansätze der Phänomenologie, welche im Rahmen der Publikation erläutert und diskutiert werden: (1) die Kartierung der visuellen Wahrnehmung von einem Standpunkt aus, (2) die Kartierung des sozialen Raumes anhand von Distanzmessungen der Reichweite unterschiedli-

cher Kommunikationsmittel (Pfeifen, Schreien, körperliche Signale) und (3) die phänomenologische Umfeldanalyse.

13.1.1 Kritik am phänomenologischen Ansatz

Trotz einiger interessanter Aspekte hinterlässt diese Arbeit von S. Hamilton und R. Whitehouse einen zwiespältigen Eindruck (HAMILTON, WHITEHOUSE 2006). Auffallend ist, dass man anscheinend bewusst versucht, jegliche technische Hilfsmittel abgesehen von GPS und einer Stoppuhr zu vermeiden. Dies beginnt bereits bei der Lokalisierung der Fundstellen aus den Luftbildern: Um die genaue Lage des Siedlungsmittelpunktes und der umfassenden Gräben zu erhalten und vor Ort aufzufinden, werden die Bildinhalte in einer aufwendigen Prozedur auf Karten im Maßstab 1:25.000 skizziert und nicht, wie allgemein üblich, die Luftbilder entzerrt und umgezeichnet (HAMILTON, WHITEHOUSE 2006, 39; Table 2). Auch die Kartierung der visuellen Wahrnehmung oder die Umfeldanalyse ließen sich im Rahmen eines GIS sicherlich einfacher und genauer realisieren. So basieren zum Beispiel ihre Aussagen zur Sichtbarkeit der Siedlungsmittelpunkte (HAMILTON, WHITEHOUSE 2006, 63) auf jeweils lediglich vier Begehungen entlang der Haupthimmelsrichtungen. Eine im GIS berechnete Sichtbarkeitskarte wäre hier wohl zielführender. Auch wenn es den Autoren darum ging, „dominante“ Merkmale vor Ort subjektiv zu bestimmen, zu wäre zumindest ein Vergleich mit den GIS-basierten Karten interessant gewesen.

Ein Punkt der soeben besprochenen Arbeit, welcher von den Autoren betont wird, ist die Tatsache, dass man erst durch die intensive Kartierungsarbeit vor Ort zum reflektierten Arbeiten quasi gezwungen wird (HAMILTON, WHITEHOUSE 2006, 43). Dieses Argument ist nicht von der Hand zu weisen: Im Prinzip gibt es kaum etwas dagegen einzuwenden, eine Landschaft mit großem Zeitaufwand selbst zu erfahren, in der Vorstellung hypothetisch zu rekonstruieren und mit prähistorischen Menschen zu bevölkern (wie auch immer dies im konkreten Fall geschehen mag). Dieser Aspekt fehlt vielen traditionellen GIS-Analysen mit ihren (falls überhaupt vorhandenen) ökodeterministischen und zum Teil unergiebigen Interpretationen. Die Postprozessualisten führen hier gerne ins Feld, dass der traditionelle Landschaftsarchäologe einem distanzierten Betrachter, einem Außenseiter gleicht (FLEMING 2006, 271). Dem gegenüber nimmt der Phänomenologe am Geschehen teil, ist praktisch ein „Insider“. A. Fleming (FLEMING 2006, 272) verweist jedoch mit Recht auf die zahlreichen traditionellen Landschaftsarchäologen, die obwohl sie Karte und Luftbild als Werkzeug verwenden, sehr wohl in mehr als zwei Dimensionen denken und sich ebenso in der Landschaft bewe-

gen, wo sie sich Gedanken zu den Intentionen und Vorstellungen der prähistorischen Menschen machen.

Darüber hinaus scheint das ausschließliche Herangehen an eine Landschaft als Insider, mit der individuellen, subjektiv beschränkten Betrachtungsweise des In-der-Landschaft-Seins, um nichts besser zu sein, als die alleinige an einem entfernten Arbeitsplatz stattfindende GIS-Analyse derselben. Der beschränkte Horizont ist beiden gleich, wenn auch in jeweils anderer Ausprägung. Eingeebnete Monumente sind von der Perspektive eines Phänomenologen aus nicht sichtbar und auch kaum vorstellbar. Selbst der fantasievollste Phänomenologe wird sich Aus- und Einblicke einer Landschaft unter veränderten Vegetationsbedingungen beim besten Willen nicht vorstellen können. Dies stellt an eine GIS-basierte Analyse in Verbindung mit Virtual Reality heute kein ernst zu nehmendes Problem dar. Gerade diese Hilfsmittel werden jedoch von zahlreichen Postprozessualisten abgelehnt. Vielleicht ist auch das der Grund, weshalb sich phänomenologische Untersuchungen bisweilen vor allem auf einzelne Monumente oder einzelne Aspekte von Siedlungen konzentrierten. Niemand hat bislang versucht, ganzen Landschaften und Siedlungssysteme systematisch abzugehen – das ist auch praktisch nicht durchführbar.

Ein Phänomenologe spricht immer aus der eigenen Lebenserfahrung heraus. Dabei ergibt sich jedoch ein Dilemma: Die subjektiven Aussagen im Rahmen einer phänomenologischen Arbeit besitzen keine zeitliche Allgemeingültigkeit und können sich somit streng genommen nur auf die Gegenwart beziehen. Helmut Seiffert drückt dies folgendermaßen aus:

„... die Phänomenologie ist an sich eine „unhistorische“ Methode, die sich jedoch stillschweigend immer in einen bestimmten historischen Horizont stellt. Sie beschreibt Zustände, Erlebnisse, Gefühle als „allgemeingültig“, ohne damit behaupten zu wollen, daß selbstverständlich Perikles, Cäsar oder Kaiser Barbarossa schon die gleichen Situationen hätten erleben können. Vielmehr beziehen sich die Phänomenologen immer unausdrücklich auf den „Menschen der Gegenwart“ und der eigenen Gesellschaft, die ihre Schilderungen in einer „Ja, so ist es auch“- Reaktion als Interpretation des von ihm selbst „gelebten Lebens“ akzeptiert“ (SEIFFERT 1996, 53f.).

Dies wirft die Frage auf, ob es überhaupt möglich sein kann, eine Landschaft in unserer gegenwärtigen Situation auch nur annähernd so zu erfahren, wie dies ein beliebiger prähistorischer Mensch getan hat (vgl. BRÜCK 2005, 54 f.; FLEMING 2006, 273; BINTLIFF 2009a, 30). Laut Tilley sei dies gegeben, da sich weder Körper noch Landschaft verändert hätten. Diese Annahmen sind jedoch nicht berechtigt. Einerseits hat sich die physische Struktur der Landschaft –

wie bereits gezeigt werden konnte – zum Teil drastisch (v. a. Biosphäre) verändert. Andererseits ist es, im Gegensatz zu Tilleys Beteuerungen (TILLEY 2004b, 31), gar nicht möglich, außerhalb des eigenen kulturellen Kontextes zu agieren (FORBES 2007, 22).

Hier widerspricht Tilley auch seiner eigenen post-prozessualen Kritik an der traditionellen Archäologie. Wenn es nämlich – wie es der eingangs erwähnte Ausgangspunkt postprozessualer Kritik formuliert – für einen Wissenschaftler unmöglich ist, sich von seiner Ideologie zu befreien und Objektivität daher nicht existieren kann, wie soll es dann möglich sein, dass man sich in ein beliebiges Individuum einer längst vergangenen Zeit hinein versetzen kann? Dies erscheint nämlich ungleich schwieriger: Unsere heutigen sozialen Beziehungen und kulturellen Werte aber auch jene vergangener Menschen, welche in unser wissenschaftliches Handeln und Denken mit einfließen, variieren nicht nur zwischen unterschiedlichen modernen Gesellschaften, sondern auch innerhalb der eigenen Gesellschaft (etwa abhängig von sozialem Status, Alter oder Geschlecht) (BRÜCK 2005, 55).

So können Menschen, die zur selben Zeit in ein und derselben Region leben, sich dennoch in unterschiedlichen Kulturlandschaften bewegen, wenn sie je nach sozialer, geschlechtsmäßiger oder altersmäßiger Gruppenzugehörigkeit die Landschaft anders wahrnehmen und verstehen (KNOX, MARSTON 2008, 379 f.). Im Klartext bedeutet dies, dass archäologische Überreste ehemaliger Kulturlandschaften nicht nur von Wissenschaftlern heute unterschiedlich interpretiert werden können, sondern auch in der Vergangenheit verschiedene Bedeutung haben konnten. Beim phänomenologischen Zugang muss man jedoch nicht nur seine eigene Befangenheit zurücklassen, sondern sich auch in eine völlig fremde Welt hinein versetzen. Die Ergebnisse zeigen daher subjektive Meinungen; der Interessentenkreis *dafür* dürfte jedoch eher klein sein:

„However, accounts which focus primarily on the archaeologist's own experience without reflecting critically on the implications of this for the process of interpretation or for our knowledge of the past are likely to be of little interest to anyone other than the authors“ (BRÜCK 2005, 57).

In diesem Zusammenhang sollte auch erwähnt werden, dass für den phänomenologischen Ansatz abseits von der unveränderten Landschaft und den durch die Zeiten unveränderten Wahrnehmungen auch noch eine dritte Prämisse erfüllt sein müsste. Voraussetzung für das Verstehen eines Monuments in seinem Landschaftszusammenhang ist auch die Kenntnis der zeitgleichen Orte, die den Raum um dieses Monument aufspannen. Um ein Monument in seinem Kontext zu verstehen, müsste ein Phänomenologe daher

prinzipiell an die Möglichkeit glauben, alle für eine phänomenologische Interpretation notwendigen archäologischen Strukturen im Umfeld eines Monumentes zu kennen und sich deren Erscheinungsbild realistisch vorstellen zu können. Da beides nur schwer möglich sein wird, muss man wohl auch hier mit Abstrichen bei der zu erzielenden Erkenntnis rechnen.

Darüber hinaus hält J. Brück entgegen, dass die Relevanz der von uns in der heutigen Landschaft beobachteten Zusammenhänge für prähistorische Epochen praktisch nicht beurteilt werden kann (BRÜCK 2005, 51). Die Sichtbarkeit zwischen zwei Monumenten oder zwischen einem Monument und charakteristischen Merkmalen einer Landschaft hat für sich genommen noch keine zwingende Bedeutung. Auch die Standortwahl von Monumenten lässt sich nicht einfach auf das Argument von Sichtbarkeitsverhältnissen reduzieren. Diese Problematik wird uns noch beim Ökoderminismus und Visualismus (vgl. S. 306) begegnen.

Durch Begehen vor Ort lassen sich für die Problematik der Standortwahl im besten Fall Argumente sammeln und Ad-hoc-Hypothesen ableiten. Um die Relevanz beobachteter Faktoren zu begründen, bedarf es – unter Berücksichtigung einer angemessenen Quellenkritik – statistischer Tests, die uns Aussagen zur Signifikanz beobachteter Zusammenhänge ermöglichen. Dies hat nichts mit Objektivität oder Subjektivität zu tun, sondern lediglich mit begründetem oder unbegründetem Argumentieren. Die von Tilley (TILLEY 1993, 58 f.) publizierten Statistiken (etwa wenn es darum geht, die Megalithen Schwedens in Klassen einzuteilen und deren Verteilung den unterschiedlichen Landschaftssituationen zu untersuchen) entsprechen diesem Kriterium nicht (siehe auch FLEMING 1999). In dieser extrem subjektivistischen Form, welche keine Kriterien für eine Evaluierung und Bewertung unterschiedlicher Interpretationen zulässt, handelt es sich daher um einen methodischen Rückschritt. Will sie nicht beliebige Privatmeinung sein, muss sich die phänomenologische Interpretation intersubjektiv nachvollziehbarer Mittel bedienen.